(Zweites Blatt.)

# Thorner Zeitung.

Erscheint wöchentlich sechs Mal Abends
mit Ausnahme des Montags.
Als Beilage: „Illustrirtes Sonntagsblatt".
Vierteljährlicher Abonnements-Preis: Bei Abholung aus der Expedition und den Depots 1,50 Mark. Bei Zusendung frei ins Haus in Thorn, Vorstädte, Mocker und Podgorz, 2 Mark. Bei sämmtlichen Postanstalten des deutschen Reiches (ohne Bestellgeld) 1,50 Mark.

Begründet 1760.

Redaction und Expedition Bäckerstr. 39.
Fernsprech-Anschluß Nr. 75.

Anzeigen-Preis:
Die 5gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum 10 Pfennig.
Annahme bei der Expedition und in der Buchhandlung von Walter Lambeck, Fernsprech-Anschluß Nr. 81, bis zwei Uhr Mittags.
Auswärts bei allen Annoncen-Expeditionen.

Nr. 301. Dienstag, den 25. Dezember 1894.

## Zum Weihnachtsfest.

Nachdruck verboten.

Die Kerzen brennen am immergrünen Christbaum, Jung-Deutschland jubelt und lacht und freut sich des schönsten, des heimischsten Festes im Jahre, welches deutscher Christenheit nur bescheert worden. Und die Herangewachsenen haben ihre Lust mit am heiteren Treiben der Kleinen, dem Spielen voller Jugendfrohsinn, dem Singen und Lachen, dem Leben ohne Sorge und ohne Kummer. Weihnachtlich klingen die Glocken von Thurm zu Thurm über's stille Land, über einsame Straßen dahin durch die stille, die heilige Nacht, und in ihre herzerhebenden Weisen mischt sich der hehre Himmelssang, die Kunde von der ewigen, frohen, erquickenden Weihnachtsbotschaft, und bald wiederhalt es, leis beginnend bis anschwellend zum lauten Sturmessang: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Winterlich ist es, winterlich öde in Flur und Feld, nah und fern. Traurig ist die Einsamkeit, düster das Bild der Erde rings um uns her. Aber in die Oede, in die Einsamkeit und in das Düster fällt ein helles Licht, das Licht der Liebe. Die Liebe war es, die den Gottessohn unter den Menschen wandeln und sterben ließ, die nimmer müde, die nimmer eigennützige, die stets werkthätige Liebe ist es, der wir zum Weihnachtsfest einen Altar bauen, der wir nun eine Feier bereiten. Je einsamer und je öder Alles um uns her, um so leuchtender die Liebe, um so heiliger ihr Walten, um so verehrungswürdiger ihre Macht, die nicht von dieser Welt ist. Die reine, die christliche Nächstenliebe, wie sie um das Christfest so hundert- und tausendfach sich offenbart, die ist nicht aller Menschheit angeboren gewesen, mit den milden Lehren des Erlösers ist sie gekommen, und vor ihr ist zerstoben, was aus grauer Zeiten Tagen an brutaler Gewalt, an Haß und an Rache überliefert war. Und wir freuen uns dessen weiter und weiter bis in unsere Tage, und schauen die, welche einander nahe stehen, beim Schimmer der Weihnachtskerzen einander hell und treu in die Augen, dann giebts auch für sie nur den einen Sang, die himmlischen Worte. Das ist Weihnachtsfestes Seligkeit, das ist der christlichen und deutschen Weihnachtsfeier Freude.

Leicht spielt der Wind im blonden Haar, schwerer fängt er sich in spärlichen Strähnen. Aus dem blauen deutschen Kinderaug' strahlt des Lebens ganze Wonne, der gereifte Mann zeigt im Antlitz die Runenschrift der Erfahrungen, die Niemand erspart werden. Einjedes Jahr erbringt uns wohl ein deutsches Weihnachtsfest, aber zwischen zwei Festen liegen lange Monate, in denen nicht die gehobene Feststimmung erfreut, sondern der wackere Lebensmuth allein nützt. Deutsches Arbeiten und deutsche Umsicht waren alle Zeit eine Zierde, aber sie reichen heute nimmer aus im Kampf ums Leben, da gehört auch Unverzagtheit und Stetigkeit dazu. Leben heißt kämpfen, aber man kämpft nicht lange Jahre ohne Zeichen des Kampfes, und diese Zeichen, das sind die Runen im Gesicht. Und wer so sich getummelt, der findet unter dem leuchtenden Christbaum auch einen Moment ernsten Denkens, und in solchem geweihten Augenblick zieht Manches, Manches an seinem Blick vorüber. Und zeigt sich zwischen manchem Licht auch viel, viel Schatten: Weihnachten bildet die Brücke zum Trost, es lebt und spendet, wer sich ihm naht. Gesegnete, frohe Weihnachtszeit!

Dem deutschen Volke rollt das Blut nicht dünner durch die Adern, Energie und Kraft sind ihm nicht gesunken, und doch wollen wir finden, daß der Augen, welche sorgend und sinnend über der Werkeltagsarbeit wachen mehr, weit mehr sind, als derer, die offen und frei in die Zukunft schauen. Nicht gering ist auch die Zahl derer, aus deren Augenlicht ein heißer, trotziger Strahl bricht, der es sich wohl vermißt, mit der Welt und mit Allem und Jedem es aufzunehmen. Doch was das Ende sein wird? Zündet nur ein gewaltiges Feuer an und ruft den Sturmwind, daß er es blase und fache; gar bald wird der Sturm Herr, und das Feuer, das heilsames schaffen und wirken sollte, wird zum verzehrenden Ungeheuer, das vertilgt und zu Asche brennt, was im Dome der Menschheit Edles und Großes im Laufe von langen, langen Jahrhunderten aufgerichtet. Wir wissen es ganz genau und so wird es immer sein, nie wird ein Mensch vollkommen. Aber wir empfinden es doch Alle, der Eine freudig, der Andere mit geheucheltem Widerwillen, und zu Weihnachten ganz besonders, daß es nun an uns selbst liegt, uns Momente zu schaffen, in welchen wir wohl die Kraft fühlen, nach allem Guten und Edlen zu streben. Diese Momente vergehen mit den Tagen der Feier und der Freude, aber ihre Weihe, die bleibt untrüglich. Wer da solcher Augenblicke spottet, der schreibt eine Anklage gegen sich selbst, der höhnt das Menschenbild, das er trägt.

„Frieden auf Erden, Frieden auf Erden!", mehr wie je ist's der allgemeine Wunsch, wenn wir freche Arme sich heben sehen, die Brandfackel unter Söhne eines Volkes, Kinder eines Blutes zu schleudern. Warum muß das Alles so sein, warum vermögen wenige Trugs[illegible]ter scheinbar mehr, als Tausende Friedfertige. Das Weihnachtsfest ist ein Fest der Freude und der Einkehr, da prüft wohl Jeder gern einmal sich still, ob er immer nur bereit war, Friede und Freude Anderen zu bereiten. Die Zeit ist rauh, wild ihr Gewehe, und aus dem leichten Worte folgt das harte, aus dem Wortstreit der thätliche Haß. Und heller will sie öfter zu brennen scheinen die glührothe Fackel des Hasses, denn das sanfte, weiße Licht des Friedens. Ist dem Deutschen bestimmt?, von der stolzen Höhe den Weg jetzt schon wieder abwärts zu wenden, nachdem er kaum den ragenden Gipfel des Ruhmes und der Ehre erklommen? Wir wissen aus mehrjahrtausendlanger deutscher Geschichte, wie mancher deutscher Stamm mit tapferm Muth und hohem Arm zu Grunde ging, weil er abseits seinen Weg ging, löste, was ihn mit der großen germanischen Volksfamilie verband. Aber nie ist deutsche Art und deutsche Kraft zu Boden gerungen, wenn sie um Ehre und Alles den Arm hob, und so wird auch unser neues deutsches Reich seinen Bürgern wieder andere Tage zu schauen geben. Reden wir nicht von der Noth der Tage, begegnen wir der Noth der Tage, schaffen wir Achtung dem Volkswohl und Vokswillen.

Deutschland's Volk ist ein Volk des Friedens, ein Volk der Treue. Es könnt' sonst nicht aufschauen zu Christbaum's Zauberlicht, es könnt' nicht hängen am alten Brauch, es könnt' sich nicht freuen mit der Jugend. Und Weihnachtszauber und Weihnachtssagen, sie werden auch jetzt wieder wirken, den müden Arm stählen und den zagen Sinn. Schlimmeres hätte das letzte Jahr bringen können, Freudiges hat doch auch nicht gefehlt. Weihnachtsglocken, sie klingen und rufen, Weihnachtslieder, sie treffen das Ohr, Weihnachtsfreude erfüllt das Herz; kraftvoll der Arm, wacker das Wort tapfer das Herz, daran halte dich deutsches Volk, und das sei unser Aller Weihnachtsgabe.

---

## Das Lebensende eines 48ers.

Aus Oberlin, Kansas, wird unter dem 27. November gemeldet: Unweit von hier wurde heute ein alter deutscher Farmer Namens Otto Weibler, ein Junggeselle und Sonderling, zur letzten Ruhe bestattet, nachdem er vor mehreren Tagen in Folge Nahrungsmangels an Entkräftung gestorben war, und heute Abend ist Margarethe, sein angenommenes Kind, eine zur Jungfrau erblühte Weise, die Tochter deutscher Eltern (ihr Vater war ein armer Kohlengräber) mit einem Baarvermögen von 50,000 Dollar nach ihrer alten Heimath in Bradford, Pa., zurückgekehrt, um sich dort niederzulassen. Weibler war ein sehr gebildeter Mann und einst ein Studiengenosse von Carl Schurz. Er hatte eine ereignißvolle Vergangenheit hinter sich. Im April 1830 unweit Köln am Rhein geboren, lernte er, nachdem er das Gymnasium absolvirt hatte, auf der Universität Bonn Carl Schurz kennen, beide wurden Freunde, und Weibler soll sich auch im Jahre 1848 an der Herausgabe eines von Schurz gegründeten revolutionären Blattes betheiligt haben. Nachdem der Versuch, in Bonn die Fahne der Revolution aufzupflanzen, fehlgeschlagen war, mußten Beide in der Schweiz Zuflucht suchen, kehrten aber insgeheim nach Deutschland zurück und betheiligten sich an dem Aufstand in Baden, speziell bei Rastatt. Nachdem Rastatt gefallen, entwichen sie über die Grenze. Beide begaben sich dann nach Schottland und später nach Paris, von wo erst Weibler und dann Schurz sich nach Amerika wandte. Am 20. Dezember 1850 traf Weibler in Newyork ein mit wenig Gepäck, aber ungebrochenen Muthes. Er ließ sich später bei Braderod, Pa., nieder, wo er sich durch glückliche Spekulationen in Kohlengruben und harte Arbeit ein ansehnliches Vermögen erwarb. 1879 siedelte er nach dem westlichen Kansas über, wo er eine Farm bewirthschaftete und mit Glück spekulirte. In den letzten zehn Jahren aber war Weibler rein menschenscheu geworden. Er mied jeden Umgang mit seinen Nachbarn und verbot auch seinem Adoptivkinde jeglichen Umgang. Vor zwei Monaten erkrankte er, wollte aber von Aerzten nichts wissen und erklärte, daß sein Leiden nur dadurch gehoben werden könne, daß er sich jeglicher Nahrung enthalte. Als er sein Ende herannahen fühlte, vertraute er seiner Adoptivtochter an, daß er unter einem Baum auf seiner Farm sein ganzes Geld vergraben habe; es solle ihr gehören. Auf sein Geheiß begab sie sich nach der Stelle und fand einen irdenen Krug, der mit Gold, Banknoten und Silber gefüllt war und insgesammt 51,620 Dollar enthielt. Sie theilte dem Sterbenden dies mit, einen Augenblick erhellten sich seine Züge und dann verschied er. Seine Farm soll verkauft werden. Margarehte, die Adoptivtochter, hat nie eine Schule besucht, die ausgezeichneten Kenntnisse, welche sie trotzdem besitzt, hat ihr ihr jetzt verstorbener Wohlthäter beigebracht.

---

## Die Niobiden.

Roman von T. Szafranski.



(37. Fortsetzung.)

Frau Hübler ging, um in der Küche das Gewünschte zu besorgen. Es war ihr wieder feucht in die Augen gestiegen. Diese barsche Behandlung kränkte sie doch mehr, als sie sich gestehen mochte. Und wie sie so in der Küche und Speisekammer herumhantirte, stahl sich eine Thräne nach der andern über die runzeligen Wangen, von wo die biedere Frau sie hastig mit dem Rücken der Hand wegwischte.

Ihr Kummer behinderte sie jedoch in der Arbeit nicht; nur rieb sie vielleicht etwas umständlicher als sonst an dem Krystallglase und hielt es öfter gegen das Licht, um sich von seiner tadellosen Sauberkeit zu überzeugen. Schade um die Mühe, denn als sie das Glas auf das Tablett stellen wollte, fuhr sie in heftigem Schreck zusammen und es schlug klirrend zu Boden.

Fred stand in der Thür.

„Jesus Maria, Herr Doktor —" stotterte die Matrone, indem sie beide Hände an die Brust drückte und auf einen Schemel niedersank, da ihre zitternden Knie sie nicht tragen wollten. Fred hatte noch niemals diesen Raum betreten, und seit seiner Rückkehr war er nicht einmal in ihrer Wohnstube gewesen, viel weniger denn hier. Sie fürchtete sich.

Der Kranke mochte ihr das anmerken, denn während es in seinen Augen erregt flammte, stellte er seine Frage in einem erzwungen ruhigen, fast wohlwollenden Tone.

„Wo ist Helene?"

„In Berlin, Herr Doktor," stammelte Frau Hübler, durch die Frage erst recht verschüchtert, „aber sie muß jeden Augenblick zurückkommen. Es ist sonst noch nicht vorgekommen. Sie war immer pünktlich bis dahin." Letzteres fügte sie hinzu, weil sie das Mädchen in Schutz nehmen zu müssen glaubte.

„In Berlin —, und wann hat sie das Haus verlassen?"

„Ach Herr Doktor," schluchzte die Alte, der nun selbst erst zum Bewußtsein kam, wie lange das Mädchen ausblieb, „es wird, — es könnte wohl drei Uhr gewesen sein."

Fred zog seine Uhr.

„Sieben Minuten über acht. Fünf Stunden. Hat Ihnen Helene gesagt, was sie in Berlin zu thun hat?"

„Sie hat ein paar Aufträge von mir —"

„In welcher Gegend?"

„In der Mittel- und Friedrichstraße" kam es fassungslos hinter dem Taschentuche hervor.

Ohne ein weiteres Wort ging Fred hinaus. Kaum zwei Minuten später hörte sie ihn die Treppe hinabgehen.

Während die alte Frau wie ein gescholtenes Kind auf dem Küchenstuhle verharrte, das Taschentuch an den Mund gedrückt, die Augen unverwandt auf einen Fleck vor ihr gerichtet, da stieg merkwürdigerweise neben der Angst um das Mädchen, neben dem Verantwortlichkeitsgefühl, wenn ihm etwas Schlimmes begegnet sein sollte, wieder eine Hoffnung in ihr auf, und diesmal in bestimmter Richtung. Aus der schlecht versteckten Aengstlichkeit Freds folgerte sie ganz richtig ein neu erwachtes Interesse für seine Umgebung, und wenn ihr Frohgefühl darüber nicht aufkommen konnte, so war das, weil jetzt noch die Besorgniß auf ihr lastete.

Eine viertel Stunde nachdem Fred das Haus verlassen, hörte Frau Hübler eilige Schritte. Es war Helene. Hochroth und athemlos riß sie bereits auf der Treppe den Hut vom Kopf und knöpfte ihren Mantel auf.

„Aber, Kind, wo kommst Du denn jetzt her?! rief ihr Frau Hübler halb beglückt, halb verwurfsvoll entgegen. „Und wo ist der Herr Doktor!"

„Der — Herr — Doktor?" Helene verfärbt sich und ließ die Arme sinken.

„Hast Du ihn nicht getroffen?" Sie zog das Mädchen, welches willenlos Alles mit sich geschehen ließ, in's Zimmer und half ihm aus dem Mantel. „Aber so rede doch Kind. Er hat nach Dir gefragt und ist dann fortgegangen. Bist Du ihm nicht begegnet?"

Helene strich sich die feuchten Haare aus der Stirn und sah wie geistesabwesend erst in das Licht der Lampe und dann in das neugierig erregte Antlitz der Matrone.

„Sie scherzten nur, nicht wahr, Frau Hübler? Er hat nicht nach mir gefragt?" sagte es dann.

„Aber ja doch, Kind, gewiß hat er gefragt," eiferte Frau Hübler, „den halben Tod hätte ich haben können, so sehr hat er mich dabei erschreckt. Ich war in der Küche, plötzlich stand er vor mir. Aber wie konntest Du auch so lange fortbleiben? War es der Regen, der Dich aufhielt?"

„Ja, der Regen —" erwiederte Helene leise, indem sie den Kopf senkte und die Hände ineinanderpreßte, wie sie es in der Erregung immer zu thun pflegte. Plötzlich — die alte Dame wußte nicht, wie ihr geschah — warf sich ihr das Mädchen mit einem Jubelschrei an den Hals, um gleich darauf bitterlich zu weinen.

Die Matrone hatte sich von ihrer Verblüffung noch nicht erholt, als sich die Thür öffnete und Fred hereintrat. Er schien völlig durchnäßt. Als er den Hut abnahm, sickerte das Wasser auf den Fußboden. Ebenso perlten Tropfen aus seinem Barte und von seiner Stirn.

Helene schmiegte sich noch fester an die Frau, welche das brennend heiße Gesicht des Mädchens an ihrem Halse fühlte.

Mehrere Sekunden sah der Kranke bleich und wortlos auf die Gruppe, dann bewegte es sich in seinen starren Zügen, als ob es ihn Anstrengung koste, den Mund zu öffneu.

„Du warst in der Naunynstraße!" Seine Stimme war hohl und klanglos wie in den schlimmsten Tagen gleich nach seiner Rückkehr aus der Heimath.

Helene löste ihre Hände von dem Halse der Matrone und trat einen Schritt auf Fred zu. Gleichzeitig machte sie eine Bewegung, als wollte sie die Arme zu ihm erheben. Seine eherne Regungslosigkeit bannte sie zurück.

„Ja", kam es kaum hörbar von ihren Lippen.

„Wer war der Mann, welcher Dich begleitete?"

(Fortsetzung folgt.)

# Das Vermögenssteuergesetz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Nach dem hergegangenen Tarife könnte bei kleinerem Vermögen der Fall eintreten, daß ein Steuerzahler mehr Vermögenssteuer bezahlen muß als Einkommensteuer. Das will das Gesetz nicht und es hat deshalb für kleinere Vermögen Ausnahmebestimmungen von dem vorstehenden Tarife getroffen.

Vermögenssteuerfrei überhaupt sollen bleiben

a) alle Personen, welche nicht mindestens 6000 Mk. Gesammtvermögen haben,

b) alle diejenigen Personen, welche mehr als 20 000 Mark Gesammtvermögen nicht haben, und zur Staatseinkommensteuer (Einkommen unter 900 Mk.) nicht veranlagt sind,

c) Wittwen und alle weiblichen Personen, welche für minderjährige Familienangehörige oder Verwandte zu sorgen haben, sowie minderjährige vaterlose Waisen, welche mehr als 20000 Mk. Vermögen nicht haben und zur Staatseinkommensteuer nach einem Einkommen von nicht mehr als 1200 Mk. veranlagt sind.

Der leichteren Verständlichkeit halber einige Beispiele.

Es hat jemand ein Vermögen von 15000 Mark, welches ihm 600 Mk. Zinsen bringt, außerdem verdient er jährlich noch 250 Mk. Dem vorstehenden Tarife entsprechend würde er 7 Mk. Vermögenssteuer zu zahlen haben, er bleibt aber vermögenssteuerfrei, weil sein Einkommen 900 Mk. nicht erreicht und er mehr als 20000 Mark Vermögen nicht hat.

Eine Wittwe bezieht von 18 500 Mark Vermögen 800 Mk. Zinsen. Außerdem verdient sie durch Näharbeiten oder sonstige gewinnbringende Beschäftigung jährlich noch 350 Mark. Sie hat von ihrem Vermögen, nicht, wie in dem Tarife angegeben, 9 Mk. Vermögenssteuer zu zahlen, sondern sie ist vermögenssteuerfrei, weil sie keine 1200 Mark Einkommen hat und ihr Vermögen weniger als 20 000 Mark beträgt.

Vermögenssteuerermäßigung sollen genießen:

a) diejenigen Personen, welche mehr als 32 000 Mark Gesammtvermögen nicht besitzen, und zur Staatseinkommensteuer überhaupt nicht oder nur in den ersten vier Stufen derselben veranlagt sind. Sie brauchen an Vermögenssteuer nur zu zahlen
3 Mk., wenn sie zu 0 Mk. Staatseinkommensteuer veranlagt sind,
4 „ „ „ „ 6 „ „ „ „ „ „
7 „ „ „ „ 9 „ „ „ „ „ „
10 „ „ „ „ 12 „ „ „ „ „ „

b) diejenigen Personen, welche nicht mehr als 52000 Mark Gesammtvermögen besitzen und nachweisen, daß sie durch Unterhalt und Erziehung der Kinder, Verpflichtung zum Unterhalte mittelloser Angehöriger, andauernde Krankheit in der Familie oder durch besondere Unglücksfälle außergewöhnlich belastet sind. Diese Personen haben Anspruch auf Ermäßigung um 1 bis 2 Stufen der Vermögenssteuer.

Beispiele: Ein Rentner besitzt 22 200 Mk. Kapitalvermögen, sonst Nichts, er verdient auch Nichts, und hat Alles in Allem ein Gesammtzinseneinkommen von 888 Mark. Nach dem Vermögenssteuertarife würde er 11 Mark Vermögenssteuer zu zahlen haben. Wie aber das Einkommensteuergesetz die kleinen Einkommen nicht so stark belastet wie die größeren, so will auch das Vermögenssteuergesetz die kleineren Vermögen geringer zur Steuer herangezogen wissen als die größeren. Der kleine Kapitalist aber, der von seinen Zinsen leben kann, ist immer noch besser daran, als Jemand, der durch seiner Hände Arbeit sich das Geld verdienen muß, deshalb soll er wenigstens eine kleine Steuer geben, die im vorliegenden Falle, weil der Rentner mehr als 32000 M. Vermögen nicht besitzt und weil sein Einkommen 900 Mark nicht erreicht, nur 3 Mark statt 11 Mk. beträgt.

Hätte der Rentner 25000 Mk. Vermögen und davon 1000 Mark Zinsen, so ist er zur Staatseinkommensteuer mit 6 Mark veranlagt. Er muß deshalb an Vermögenssteuer 6 Mark weniger 2 Mark, also nur 4 Mark statt der tarifmäßigen 12 Mark zahlen.

Hat Jemand 25000 Mk. Vermögen und daraus 1000 Mk. Zinseneinkommen, außerdem aber noch 1000 Mk. Einkommen aus irgendwelcher gewinnbringender Beschäftigung, so ist er nach einem Gesammteinkommen von 2000 Mk, zu 31 Mark Einkommensteuer veranlagt, er ist nicht in den 4 ersten niedrigen Stufen der Einkommensteuer, und muß deshalb, dem Tarife entsprechend, 12 Mark Vermögenssteuer zahlen. Weist aber dieser Steuerpflichtige nach, daß er außergewöhnlich belastet ist durch andauernde Krankheit in der Familie, oder weil er eine erwerbsunfähige unbemittelte Schwester unterhalten muß, so kann er verlangen, daß ihm die Vermögenssteuer um 2 Stufen, also von 12 auf 10 Mark ermäßigt wird.

Soviel über das Vermögenssteuergesetz. In einem weiteren Artikel werden wir, wie Eingangs erwähnt, die Vermögensanzeige ausführlich behandeln.

(Fortsetzung folgt.)

## Vermischtes.

Unschuldig verurtheilt. Eine Wilderer-Geschichte, welche alle Erfordernisse eines tragischen Bühnenstoffes vereinigt, verdient der Vergessenheit entrissen zu werden, schon aus dem Grunde, weil der Fall äußerst lehrreich ist für die berufenen Beschützer der Forsten und gleichzeitig ein Mahnruf zur Vorsicht für die Rechtsprechung. Arge Wilddiebereien wurden in der großen Rochauer Haide, Oberförsterei Hohenbucke, verübt. Man kannte den Freibeuter wohl, konnte ihn aber, aller Bemühungen ungeachtet, nie bei der That überraschen oder auf andere Weise seine Strafthaten überzeugend beweisen. So manche Nacht hatte der brave kgl. Förster Ottermann für diesen Zweck geopfert, unbekümmert um die harten Unbilden Witterung. Eines Tages wird aber gemeldet, daß der verdächtige S. gestern Pulver und Blei gekauft und wahrscheinlich vor habe, heute Nacht wieder zu wildern. Jetzt oder nie, die Gelegenheit ist günstig. In Begleitung seines Hundes geht der Förster in den Wald. Schon röthet die Morgensonne die Waldesgipfel und noch ist Förster Ottermann nicht zurückgekehrt. Voll banger Ahnungen machen seine Leute sich auf die Suche. Dort, wo das Edelwild zu wechseln pflegt, da liegt, umflossen von seinem Herzblute, der Förster Ottermann als „stiller Mann", ihm zur Seite heulend der getreue Jagdhund. Kaum einen Schritt entfernt von der Leiche findet sich das aufgeschlagene Notizbuch des Todten vor. Auf einem leeren Blatte steht mit zitternder Hand geschrieben, „S. hat mich erschossen". S. wird gefänglich eingezogen, und trotz der heiligsten Betheuerung seiner Unschuld zum Tode verurtheilt. Verschiedener Umstände halber bleibt das Urtheil unvollstreckt. Mehrere Monate später ereilt den Amtsnachfolger Ottermanns das gleiche Schicksal. Auch der neue Förster wird fast an derselben Mordstelle mit durchschossenem Kopf aufgefunden. Wer ist nun aber der Mörder dieses Mannes? S. konnte es nicht sein, denn dieser saß ja im Gefängniß. Die allereifrigsten Nachforschungen von Behörden und Privatpersonen, hohe Entdeckerprämien, nichts führte auf die Fährte des Mörders. Doch nichts ist so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonne, und so erweist der Zufall sich auch in diesem Falle wieder als der findigste Criminalbeamte. Der schulpflichtige Knabe des G. erzählt von einem Streite zwischen Vater und Mutter. Dabei ist das Wort gefallen „Mord". G. wird verhaftet und der Ermordung der beiden Förster O. und Sch. überführt. Der strafenden Gerechtigkeit hat sich der Mörder entzogen. Im Gerichtsgefängniß zu Dahme hatte er sich erhängt. Wie aber erklärt es sich, daß S. und nicht G., der wirkliche Mörder, in dem Notizbuche des zuerst erschossenen Förster Ottermann als sein Mörder bezeichnet war? „S. hat mich erschossen." Nicht der getödtete Förster, sondern der mordende G. hatte diesen Vermerk im Buche gemacht, natürlich lediglich in der Absicht, den Verdacht auf den S. abzuleiten. Um für jede zufällige Entdeckung sich zu sichern, hatte G. außerdem einen falschen Bart angelegt und auch im übrigen sich äußerlich dem S. ähnlich gemacht. Dem unschuldig verurtheilten S. ist selbstverständlich seine Freiheit und Ehre wiedergegeben und er wohl auch sonst entschädigt worden.

Amerikanische Theaterkritik. Der „Anzeiger von Marlingtown" entwickelt sich in seinen Theaterkritiken zu einem Unicum. „Unsere Stadt", schreibt er, „wird immer schwerer von der Hand des Verhängnisses getroffen. Nach der Rinderpest, die in unseren Heerden gewüthet und zwei unserer Stadtväter mit dahingerafft hat, kamen die Pocken, die leider grausam genug waren, unseren Sheriff zu verschonen und weiterhin am Leben zu lassen; nach den Pocken kam dann bekanntlich die Morisson'sche Theatergesellschaft, die wir uns freilich glücklich vom Halse geschafft haben, und nun kommt, um das Maß voll machen, Fred Doiles Ideal Opera Company zu uns, um uns mit ihren Aufführungen zu beglücken. Der ersten Vorstellung konnten wir beim besten Willen nicht beiwohnen, da bei Jim Parker im engsten Freundes- und Familienkreise ein solennes Schweineschlachten gefeiert wurde. Dafür besuchten wir das Theater am nächsten Tage und erlebten eine sogenannte „Faustvorstellung". Wir haben sonst einen ganz vorzüglichen Magen, aber diese Vorstellung zu vertragen, war er nicht im Stande und er drehte sich förmlich um. Nur Mr. Blunkers, der den Faust gab, machte uns einige Freude, denn seine Stimme erinnerte uns lebhaft an den Tags zuvor so fröhlich verlebten Abend und zauberte uns das Gequieke und schreiende Gegrunze der Schweine wieder vor, denen Jim Parker den Garaus gemacht hatte, sonst unterschied er sich leider wesentlich zu ihrem Nachtheil von ihnen, da ihm auch nicht sein bester Freund nachsagen kann, daß er irgendwie genießbar gewesen wäre. Der Valentin war eine ganz besondere Specialität, denn während andere Sänger ihre Töne meistentheils aus der Brust oder aus der Kehle holen, holte er sie aus der tiefsten Tiefe seiner Nase hervor. Was nun den Mephistopheles anbelangt, so war er der dickste Teufel, den wir je gesehen haben, rechtfertigte aber sonst der Ruf der Teufel vollauf, denn er war wirklich böse. So böse, daß er, glauben wir, selbst für die Hölle zu schlecht gewesen wäre. Ihm ebenbürtig war die alte Marthe, welche an Alter und Güte nur noch von Margarethe übertroffen wurde. So etwas von Margarethe hat überhaupt noch nicht gelebt! Wir zahlen jedem, der uns den Nachweis bringt, das an ihrem Gerippe auch nur ein Fäserchen Fleisch hängt, ein Gratis-Abononnent auf unser Blatt, denn der Skelettmann von der Barnum-Schau auf der Bower ist der reine Münchner Bierpächter dagegen. Wenn Margarethe mit den Armen schlenkerte, so gab's ein Geknackse, als gingen Knallerbsen los. Sie spielte denn auch mit ihren Knochen förmlich die Begleitung zu ihrem Gesange, was die Orchestermitglieder einer wesentlichen Mühe enthob."

Für die Redaktion verantwortlich i. V.: M. Lambeck, Thorn.



## Bekanntmachung

**betreffend Kanalgebühren und Wasserzins p. p.**

Den Eigenthümern der an die städtische Wasserleitung und Kanalisation angeschlossenen Hausgrundstücke wird hiermit bekannt gegeben, **daß in den ersten Tagen des Monats Januar 1895 die Einziehung der Kanalgebühren und des Wasserzinses nebst Miethe für die Wassermesser stattfinden wird.**

**Die Kanalgebühren** werden gemäß Gemeindebeschluß vom 2./7. November d. Js. erstmalig in Höhe von 75 Prozent Zuschlag zur alten Gebäudesteuer für die Zeit vom 15. Oktober d. Js. (bezw. 14 Tage nach erfolgtem Anschluß) bis Ende März 1895 in einer Summe erhoben. Künftig erfolgt die Einziehung in der durch den Etat festzusetzenden Höhe **vierteljährlich im Voraus.**

**Der Wasserzins** (25 Pfg. für den cbm) wird für die Zeit seit der nach dem 15. Oktober d. Js. erfolgten Aufnahme des Wassermesser-Standes bis ungefähr Ende Dezember d. Js. erhoben. Mit der Aufnahme der Wassermesser-Stände wird nach Weihnachten begonnen werden.

**Zu diesem Zwecke sind die Kontrollschächte in den Kellern zugänglich zu machen und die Schlüssel dazu bereit zu halten.**

Die Einziehung erfolgt durch Abholung.

Die Zahlung ist gegen Aushändigung der Ausschreibungen und Quittungen an die städtischen Kassenboten zu leisten.

**Durch etwaige Reklamationen darf die Zahlung nicht aufgehalten werden.**

**Stundungen können nicht bewilligt werden.**

Im Uebrigen wird dringend ersucht, sich mit den ortsstatutarischen Bestimmungen betreffend die Kanalisation und Wasserleitung genau bekannt zu machen, um unnütze Reklamationen und Schreibereien zu vermeiden.

Gleichzeitig wird bemerkt, daß die anläßlich der Ausführung der Hausanschlüsse von der Stadt verauslagten besonderen Kosten für Regenrohranschlüsse, für Regenrohrkästen, für Dachabfallrohre, für einen zweiten Hausanschluß u. s. w. ebenfalls im Laufe des Monats Januar 1895 zur Einziehung gelangen werden. [5134]

Thorn, den 18. Dezember 1894.

**Der Magistrat.**

## Bekanntmachung.

Die Lieferung des Bedarfs an Drucksachen für die hiesige Communal- und Polizei-Verwaltung einschließlich der städtischen Schulen soll für das Etatsjahr 1895/96 im Wege der Submission an den Mindestfordernden übertragen werden.

Wir haben hierzu einen Termin auf

**Freitag, den 28. Dezember cr.**

Vormittags 11 Uhr

in unserem Bureau I anberaumt, bis zu welchem Tage versiegelte Offerten mit der Aufschrift: „Submissionsofferte auf Drucksachen für den Magistrat der Stadt Thorn" einzureichen sind.

Die Bedingungen liegen im genannten Bureau zur Einsicht aus

Thorn den 4. Dezember 1894.

**Der Magistrat.**



## Bekanntmachung.

Zur anderweiten Vermiethung des Gewölbes Nr. 6 im hiesigen Rathhause für die Zeit vom 1. April 1895 bis dahin 1898 haben wir einen Bietungstermin auf

**Donnerstag, den 27. Dezember d. Js.,**

Mittags 12 Uhr

im Amtszimmer des Herrn Stadtkämmerers [Rathhaus 1 Treppe] anberaumt, zu welchem Miethsbewerber hierdurch eingeladen werden.

Die der Vermiethung zu Grunde zu legenden Bedingungen können in unserem Bureau I während der Dienststunden eingesehen werden. Dieselben werden auch im Termin bekannt gemacht.

Jeder Bieter hat vor Abgabe eines Gebots eine Bietungskaution von 15 Mark bei unserer Kämmereikasse einzuzahlen.

Thorn, den 10. Dezember 1894. [5050

**Der Magistrat.**

## Bekanntmachung.

Die Lieferung des Bedarfs an Schreibpapier für die hiesige Communal- und Polizei-Verwaltung soll für das Etatsjahr 1895/96 im Wege der Submission an den Mindestfordernden vergeben werden.

Wir haben hierzu einen Termin auf

**Sonnabend, 29. Dezember cr.**

Vormittags 11 Uhr

in unserem Bureau I anberaumt, bis zu welchem versiegelte und mit entsprechender Aufschrift versehene Offerten nebst Papierproben einzureichen sind.

Die Bedingungen liegen in dem genannten Bureau zur Einsicht aus.

Thorn, den 3. Dezember 1894.

**Der Magistrat.**



Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck in Thorn.